Ausstellungen

Großer Moskito

Hat Karl May bei ihm abgekupfert? Balduin Möllhausen bereiste, beschrieb und zeichnete den Wilden Westen.

Zuerst kam die Kälte. Mit Büffeldung fütterte er das Feuer vor seinem Zelt, mitten im tiefsten nordamerikanischen Winter. Dann kamen die Wölfe, die seine Witterung aufgenommen hatten. Balduin Möllhausen erschoß sie ebenso kaltblütig wie wenig später zwei Pawnee-Indianer, die ihm nach dem Leben trachteten.

Sein Pferd war krepiert, sein Gefährte hatte ihn verlassen: Sechs Wochen, im Winter 1851/52, wartete der Hobby-Ethnologe auf Hilfe, irgendwo in der verschneiten Prärie von Wyoming. Dann endlich befreite ein Jagdtrupp aus Oto-Indianern den halberfrorenen Deutschen aus seiner mißlichen Lage. Seines struppigen Aussehens wegen nannten ihn die Otos Ra-van-ga-tan-ga, auf deutsch: großer Moskito.

BPK

Trapper Möllhausen (1862)
„Er unterhält, er spannt, er befriedigt“

FOTOS: STIFTUNG PREUSSISCHE SCHLÖSSER UND GÄRTEN

Möllhausen-Aquarelle „Die brennende Prärie“, „Häuptling Me-sic-é-hota“: Aufbruch

Balduin Möllhausens Amerikabegeisterung konnte das alles nicht erschüttern. Immer wieder reiste der 1825 in Bonn geborene Abenteurer monatelang durch den Wilden Westen, mal als Begleiter des Herzogs Paul von Württemberg, mal als Topograph bei der Erschließung neuer Eisenbahnlinien.

Was er sah und erlebte, notierte Möllhausen zunächst in Reiseberichten für das ethnologisch interessierte Publikum daheim. Dazu aber zeichnete und malte er, vor allem Indianerporträts und Naturstücke. Im April 1853 durfte er seine Bilder erstmals dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. vorführen.

Möllhausens Werke und Reiseanekdoten sorgten für Gesprächsstoff in den Potsdamer Schlössern. Seine Skizzen wurden herumgereicht – und gut verwahrt. Eine Werkschau in den Römischen Bädern im Park Sanssouci zeigt jetzt erstmals seit mehr als 100 Jahren wieder Balduin Möllhausens „Aquarelle für Friedrich Wilhelm IV.“*.

Der künstlerische Wert dieser Bilder mag sich in Grenzen halten. Doch wer sich damals, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, für das ferne Amerika interessierte, wurde durch Möllhausen bestens bedient. Seine Szenen aus dem Indianerleben gelten als authentisch, seine Landschaften als exakt.

Zum Dank verschaffte ihm der König den Posten eines „Custos der Bibliotheken in den Königlichen Schlössern in und um Potsdam“ – ein Ehrentitel, der mit 600 Talern jährlich dotiert, aber mit keiner Tätigkeit verbunden war.

So wurde aus dem zerlumpten Trapper ein angesehenes Mitglied der höfischen Gesellschaft. Möllhausen freundete sich mit dem greisen Alexander von Humboldt an, heiratete – angeblich – eine uneheliche Tochter des Naturforschers und gehörte schließlich zur Tafelrunde des Preußen-Prinzen Friedrich Karl, in der neben illustren Militärs und Wissenschaftlern auch Theodor Fontane speiste.

Derartig etabliert, stellte Möllhausen seine strapaziösen Touren vorerst ein, zumal sich sein Fernweh nach Amerika auch mit den Mitteln der Phantasie befriedigen ließ: 1861 schon hatte er einen ersten Roman, „Der Halbindianer“, veröffentlicht; etwa 40 weitere folgten bis zu seinem Tod im Jahre 1905, dazu etwa 80 Erzählungen, die zunächst in der *Gartenlaube* und anderen Familienblättern erschienen und von denen einige nun, nach Jahrzehnten, erstmals wieder gedruckt werden**.

Aufregende Geschichten sind das zumeist, Geschichten von edlen Indianern, wilden Tieren und üblen Schurken. Und immer wieder geht es um das harte Los von Einwanderern in einer ebenso schönen wie gefährlichen Welt. Das nämlich traf den Nerv der Zeit: Möllhausen schrieb für ein Publikum, dem Amerika noch als das gelobte Land des Goldes und der Freiheit erschien – ein Utopia des 19. Jahrhunderts.

---

* Bis zum 23. Juli; Katalog 124 Seiten; 25 Mark. Vom kommenden Sonntag an wird in der Potsdamer Orangerie zudem die Ausstellung „Friedrich Wilhelm IV. – König und Künstler“ gezeigt (bis 3. September).

** Balduin Möllhausen: „Geschichten aus dem Wilden Westen“. Herausgegeben von Andreas Graf. Deutscher Taschenbuch Verlag, München; 312 Seiten; 16,90 Mark.

in eine schöne und gefährliche Welt

Wer davon träumte, wurde von Möllhausens Abenteuern gepackt: „Nach der Lektüre eines solchen Werks“, schwärmte damals ein Kritiker, „müssen die Gebildeten aller Zonen eingestehen, daß deutsche Intelligenz und Sprache unvergleichlich sind.“

Fontane nahm es eine Nummer kleiner: „Er unterhält, er spannt, er befriedigt“, urteilte der Tischgenosse bei Hofe. Und tatsächlich sind Möllhausens Bücher trotz seiner wortmächtigen Klagen über die Ausrottung der Indianer von schlichter Machart, zuweilen auch kitschig.

Eigene Erfahrungen verarbeitete er in immer neuen Varianten, etwa seine Romanze mit der Halbindianerin Amalie Papin. Das Mädchen taucht zunächst in einem der Reiseberichte auf, dann in den Romanen „Die Mandanen-Waise“ (1865) und „Der Spion“ (1893). Selbst Karl May hat die schöne Fremde offenbar gefallen: Winnetous Schwester Nscho-tschi trägt ihre Züge.

Das behauptet jedenfalls der Möllhausen-Biograph Andreas Graf nach gründlichem Stilvergleich. Der Kölner Germanist sieht in Möllhausen das große, zu Unrecht verkannte Vorbild des sächsischen Erfolgsautors. In der Tat hatte Karl May die USA erst nach seinen Roman-Erfolgen bereist und war somit auf die Berichte Möllhausens und anderer Kenner des Wilden Westens angewiesen.

Dem Ansehen Möllhausens hat das wenig geholfen, schon zu Lebzeiten geriet er langsam in Vergessenheit. 1894 spottete der junge Kollege Carl Busse: „Eine Grizzlybärenjagd ist ihm noch immer interessanter als alle socialen Probleme der Gegenwart.“ Genau das aber macht Möllhausens Geschichten 100 Jahre später wieder lesenswert. ❑

Bücher

Schreien und Flüstern

Hellmuth Karasek über Marcel Beyers Roman „Flughunde“

Dies Buch ist ausdrücklich ein Roman, obwohl Personen wie Joseph und Magda Goebbels vorkommen und Hitlers letzter Leibarzt, Dr. Stumpfegger (der sich im Buch allerdings Stumpfecker schreibt), und die Diätköchin des „Führers“ und die Schokoladenunmengen, die der zitternde Frühvergreiste in sich hineinmampfte.

Es ist ein Buch, das in die letzten Tage Hitlers in Berlin mündet, als der Bunker bei der Reichskanzlei schon unter direktem Artilleriebeschuß lag, als ein Rotarmist schon die Sowjetfahne auf dem Reichstag hißte.

Nun ist dieses grotesk-gruselige Ende im Führerbunker, diese schmierige „Götterdämmerung“, die nochmals Hunderttausende sinnlos das Leben kostete, von den Historikern ziemlich genau und ingeniös beschrieben worden: von Alan Bullock in seiner Hitler-Biographie zuerst; von Joachim Fest, der auf Bullock fußen konnte, mit ausführlichen Ergänzungen; zuletzt in einer SPIEGEL-Serie von Fritjof Meyer (SPIEGEL 14 und 15/1995), der auf sowjetische Verhörprotokolle der Überlebenden zurückgreifen und Hitlers Leiche auch noch auf ihrem Nachkriegsweg verfolgen konnte.

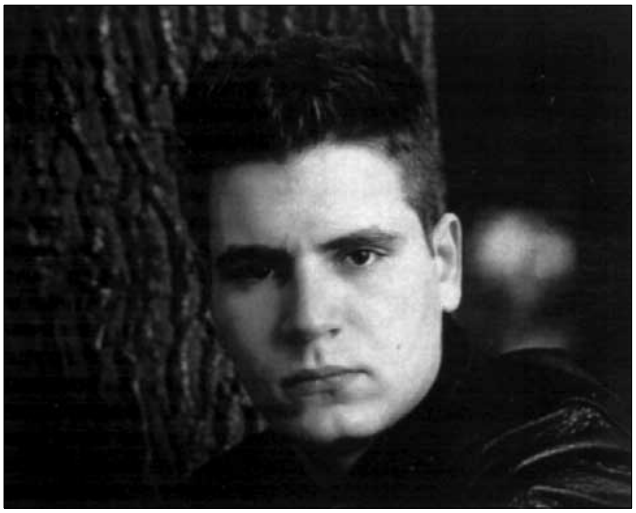
Alle historischen Berichte beschreiben bizarre Details und makabre Höhepunkte dieses Totentanzes des totalen Krieges: Bullock, wie man nach Hitlers Hochzeit sich mit Sekt zuprostete und sich an die Goebbels-Hochzeit erinnerte. Meyer, wie sich ein sowjetischer Soldat in die Wachräume des letzten Nazihauptquartiers verirrt hatte, ohne in dem Tohuwabohu bemerkt zu werden.

Fest, wie in den Mannschaftszimmern eine Tanzparty stattfand, während sich Hitler und Eva Hitler, geborene Braun, umbrachten. Und wie der Diktator, dessen ramponierte Stimme „immer leiser“ geworden war, von Schreikrämpfen geschüttelt und mit zwei großen Wutausbrüchen seine Umgebung noch einmal lautstark in Entsetzen und Schrecken versetzte: den zweiten, als man ihm Himmlers „Verrat“ meldete.

Wozu also jetzt noch einen Roman zu einer derart genau ausgeleuchteten, exakt rekonstruierten Geschichtsstunde, in der das „Dritte Reich“ in konvulsivischen Zuckungen verendete und dessen elend verreckender Anstifter im Grunde nur darüber enttäuscht war, daß er Deutschland, Europa, die Welt nicht völlig mit in sein Grab reißen konnte?

Der eben 30jährige Autor Marcel Beyer (dies ist sein zweites Buch) gewinnt das Recht, ja die Notwendigkeit seines Romans aus dem, was man früher „dichterische Wahrheit“ genannt und damit eher verlegen-nebulös umschrieben hat.

Exakter und bescheidener könnte man sagen: Der Roman „Flughunde“ nimmt seine Berechtigung aus seiner gewählten (großartig gefundenen und erfundenen) Erzählperspektive*. Wo der Historiker das Ganze im Auge behalten muß, den Zusammenhang der Zeugnisse, kann und muß der Erzähler das Detail zum Sprechen bringen. Statt den Blick der Totalen wählt die Fiktion die Perspektiven, die der Historiker vernachlässigen muß.



P. PEITSCH

Romancier Beyer: Im Führerbunker

Beyer hat gleich zwei solcher Blickwinkel gefunden. Er erzählt das Ende des Krieges in Berlin aus der Perspektive des Akustikers Hermann Karnau, ei-

* Marcel Beyer: „Flughunde“. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 304 Seiten; 38 Mark.